

### **3. Der besondere Stellenwert des Fußballs in der Gesellschaft**

#### **3.1. Zur Geschichte des Fußballs**

Die Wiege des europäischen Fußballs moderner Prägung<sup>40</sup> steht in England. Dort wurde in den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts an den "public schools" in Rugby, Eton und Harrow das Fußballspiel als Erziehungsmittel eingeführt. Da dieses zunächst noch rauhe Spiel der Charakterbildung dienen sollte, wurde es mit der Zeit immer weiter reglementiert (vgl. Lindner 1983, S. 22f). Die "public school" in Rugby versuchte sich gegenüber der führenden Eliteschule in Eton hervorzutun und formulierte 1846 mit "The Laws of Football as Played at Rugby School" die ersten schriftlichen Fußballregeln. Die Schule in Eton fühlte sich dadurch herausgefordert und fixierte nur drei Jahre später ihre eigenen Regeln, die denen aus Rugby diametral gegenüberstanden. Der entscheidende Unterschied bestand darin, daß die Etoner Regeln den Gebrauch der Hände, also das Handspiel, ausdrücklich verboten. Damit wurde die Trennung von Fußball und Rugby eingeleitet. Der Fußball, wie wir ihn heute kennen, entstand also durch die Statusrivalität zwischen den beiden "public schools" von Eton und Rugby (vgl. Dunning 1979, S. 52).

Danach war die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten. 1857 wurde der erste Fußball-Klub der Welt in Sheffield gegründet. Sechs Jahre später riefen Vertreter von Universitäten, Schulen und Fußball-Klubs die "Football Association", den englischen Fußball-Verband, ins Leben und machten die Trennung zwischen Fußball und Rugby perfekt. 1872 wurde das erste Fußball-Länderspiel der Geschichte ausgetragen. Dabei trennten sich England und Schottland in Glasgow 0:0. Bereits Ende der achtziger Jahre gab es in England mit der Einführung der ersten Liga der Welt auch die

---

<sup>40</sup> Zu den Ursprüngen des Fußballs in der Antike und im Mittelalter vgl. Blödorn (1974), Morris (1981) und Umminger (1989).

ersten Berufsfußballspieler (vgl. Huba 1989, S. 32ff; Schulze-Marmeling 1992, S. 45ff). Ungefähr zur selben Zeit begann der Fußball, sich auch außerhalb Großbritanniens durchzusetzen (vgl. Viellvoye/ Hughes 1989).

Der deutsche Fußball hat seinen Ausgangspunkt in Braunschweig. Am dortigen Gymnasium Martino-Catherineum führte Professor Konrad Koch das Fußballspiel als erzieherisches Mittel ein und gründete 1874 einen Schüler-Fußballklub. Dieser Klub war der erste Fußballverein Deutschlands (vgl. Hopf 1979, S. 54ff).

1878 wurde dann in Hannover der erste Fußballverein außerhalb einer Schule gegründet (vgl. Blödorn 1974, S. 27). Doch in den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatte sich die Reichshauptstadt Berlin zum Zentrum des Fußballs entwickelt (vgl. Schröder 1989, S. 68). Dort fand auch am 23. November 1899 das erste inoffizielle Länderspiel statt, das Deutschland gegen England vor 1500 Zuschauern mit 2:13 verlor. Gut zwei Monate später, am 28. Januar 1900, wurde dann in Leipzig der "Deutsche Fußball-Bund" (DFB) gegründet (vgl. Schröder 1989, S. 69f). Bereits drei Jahre danach schlug der VfB Leipzig im Endspiel um die erste offizielle deutsche Fußballmeisterschaft den DFC Prag mit 7:2 (vgl. Huba 1989, S. 36).

Zu dieser Zeit erlebte der Fußball in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung. Während es im Gründungsjahr des DFB nur 86 Fußballvereine mit 3.000 Mitgliedern gab, waren es 1914 schon 2.233 Vereine mit 189.294 Mitgliedern (vgl. Blödorn 1974, S. 29).

Diese Entwicklung dauerte auch in den zwanziger Jahren an. Das lag vor allem daran, daß der Fußball, der bis zur Jahrhundertwende eine reine Angelegenheit der Bürgerlichen war, jetzt auch von den Arbeitern entdeckt wurde. Sie gründeten ihre eigenen Arbeiterfußballvereine, wie z. B. den Klub Schalke 04, der noch heute einer der beliebtesten Vereine ist. Nach der Einführung des 8-Stunden-Tages in den zwanziger Jahren erlebte die Arbeitersportbewegung ihre Blütezeit und etablierte sich als eigenständige Organisation neben den bürgerlichen Sportverbänden. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurden die Arbeitersport-

organisationen verboten. Die Arbeiterfußballvereine wurden gleichgeschaltet und mußten dem DFB beitreten. Nachdem der Spitzenfußball also anfangs hauptsächlich eine Sache der Bürgerlichen und später der Arbeiter gewesen war, entwickelte er sich dann nach dem 2. Weltkrieg immer mehr zu einer Angelegenheit der unselbständigen Mittelschicht (vgl. Lindner/Breuer 1978, S. 9ff).

### **3.2. Der Profifußball in Deutschland**

Der Professionalismus war während der Anfangsjahre des Fußballs in Deutschland von Seiten des DFB verboten. Zwar erhielten die Spieler Ausgleichszahlungen wie z. B. Reisegeld; dies war aber nicht mehr als ein Taschengeld. Die Spieler waren darauf angewiesen, einen Beruf auszuüben, so daß der DFB solche Einkünfte auch stillschweigend duldete.

Das sollte sich Ende der zwanziger Jahre ändern, als die Spieler verschiedener westdeutscher Vereine aufgrund der immer größer werdenden Zuschauerresonanz an den Gewinnen der Vereine teilhaben wollten. Die Vereine kamen dem Anliegen ihrer Spieler nach und zahlten kleinere Summen an sie aus. Damit war der Berufsfußball im Ruhrgebiet geboren. Die Vorreiterrolle bei dieser Entwicklung übernahm der Verein Schalke 04, der auch prompt 1930 des verbotenen Professionalismus überführt und für zwei Jahre vom Spielbetrieb ausgeschlossen wurde. Damit erreichte die Diskussion um den Berufsfußball Anfang der dreißiger Jahre ihren vorläufigen Höhepunkt. Der DFB stand kurz vor seiner Spaltung. Doch mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde auch der DFB gleichgeschaltet; das Thema Berufsfußball war damit offiziell für die nächsten zwölf Jahre vom Tisch (vgl. Schröder 1989, S. 72f).

Nach dem 2. Weltkrieg führte der 1949 wiedergegründete DFB den Vertragsspieler-Status ein. Der Vertragsspieler der fünfziger Jahre konnte zwar von seinem Gehalt leben, war aber per DFB-Statut dazu verpflichtet, zusätzlich einen Beruf auszuüben (vgl. Lindner 1983A, S. 60). "Zurecht

(sic!) ist der Vertragsspieler von vielen Kritikern als Zwitter bezeichnet worden; kein Amateur mehr, aber auch kein Vollprofi." (ebenda)

Der DFB reagierte erst, als Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre die internationalen Erfolge ausblieben und der damalige Bundestrainer Sepp Herberger aufgrund dessen die Einführung einer Bundesliga und des Vollprofessionalismus forderte. Außerdem befürchtete Herberger, daß seine Nationalspieler von reichen ausländischen Vereinen abgeworben werden könnten. Der DFB gab diesem Drängen nach und führte die Fußball-Bundesliga ein, die am 24. August 1963 ihren Spielbetrieb aufnahm (vgl. Blödorn 1983, S. 28).

Allerdings legten die Funktionäre des DFB für die Gehälter, Handgelder, Prämien und Ablösesummen bestimmte Obergrenzen fest, da in England, Italien und Spanien, wo der Berufsfußball schon lange eingeführt war, die Preise stetig stiegen. Hierbei hatte man aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn in der Bundesliga war kaum einer der Verantwortlichen bereit, sich an diese Bestimmungen zu halten. Die Preise wurden vom Angebot und der Nachfrage geregelt. Der DFB sah sich gezwungen, seine Bestimmungen immer weiter zu lockern, und schaffte 1968 schließlich alle Geldbeschränkungen ab. Die Preise stiegen auch in Deutschland, da praktisch jeder Verein den größtmöglichen Erfolg suchte und deshalb in erster Linie Spitzenspieler verpflichten wollte. Dies ermöglichte es den Spielern einerseits, ständig höhere Gehaltsforderungen zu stellen, führt aber andererseits dazu, daß die Vereine riesige Schuldenberge anhäuften (vgl. Blödorn 1974, S. 40ff; Blödorn 1983, S.30).

Seitdem spielt das Geld - zusammen mit dem sportlichen Erfolg - die entscheidende Rolle in der Fußball-Bundesliga. 1971 traten diese beiden voneinander abhängigen Größen im sogenannten Bundesliga-Skandal auf ganz besondere Art in Erscheinung. Damals kam nämlich heraus, daß in der Saison 1970/71 abstiegsgefährdete Klubs Bestechungsgelder an Vereine aus dem gesicherten Mittelfeld der Tabelle gezahlt hatten. Auf diese Weise erkaufte sich z. B. Arminia Bielefeld einen 1:0 Sieg bei Schalke 04 und rettete so den Klassenerhalt. Allerdings wurden die Bielefelder im nach-

hinein vom DFB zum Zwangsabstieg und rund 50 am Bestechungsskandal beteiligte Spieler zu Geldstrafen verurteilt (vgl. Blödorn 1983, S. 30).

Mittlerweile hat die Kommerzialisierung so ziemlich alle Bereiche des Profifußballs erfaßt. Von der Werbung mit den Starkickern bis zum Abzeichenverkauf an die Fans wird überall der Profit gesucht (vgl. Hickethier 1983). Gerade der Fanartikelverkauf - das sogenannte Merchandising - hat sich in den 90er Jahren zu einem eigenen immer noch boomenden Wirtschaftszweig entwickelt. In der Saison 1998/99 nahmen die Bundesliga-Vereine 180 Millionen Mark durch den Verkauf von Merchandisingprodukten ein (vgl. Schaffrath 1999, S. 26). Dabei verkaufen sie nicht nur Trikots, Schals und Fahnen, sondern kleben ihr Vereinseblem auf völlig fußballfremde Produkte wie Joghurt, Rasierwasser oder Bettwäsche, die ebenfalls reißenden Absatz finden (vgl. Kittmann 1995).

Der Fußball hat sich ganz eindeutig zum reinen Showsport gewandelt. Denn neben der Kommerzialisierung ist im Fußball im Vergleich zu anderen Sportarten nach Meinung der in dieser Studie befragten Experten auch der Prozeß der Professionalisierung am weitesten fortgeschritten. Schweichler sieht darin zusätzlich den Grund für die immense Popularität des Fußballs (vgl. Schweichler 1980, S. 22). Außerdem ist für den Fußball als Showsport charakteristisch, "daß zwischen dem Akteur (als Show-Star) und dem Publikum als Zuschauer ein sozialer Abstand besteht" (Lindner/Breuer 1978, S. 89). Spieler und Zuschauer haben sich mittlerweile total entfremdet, "weil die direkten Kontakte zwischen den Hauptdarstellern und dem Publikum weitgehend abgerissen sind." (Seehase 1989, S. 7) Zwar identifiziert sich der Zuschauer mehr oder weniger stark mit der von ihm favorisierten Mannschaft, aber er ist auch kritischer gegenüber den erbrachten Leistungen geworden, für die er teures Eintrittsgeld bezahlt hat. Untersuchungen haben ergeben, daß für über 40% des Publikums der Sieg "ihrer" Mannschaft das wichtigste bei einem Stadionbesuch ist (vgl. Stollenwerk 1980, S. 47). Werden diese Erwartungen nicht erfüllt, bleiben die Zuschauer zu Hause (vgl. Seehase 1989, S. 7f).

Im Durchschnitt finden aber jedes Wochenende rund 200.000 Fußballfreunde den Weg in die Bundesligastadien (vgl. Hüpohl 1994).

Allerdings gibt es von Spieltag zu Spieltag teilweise deutliche Schwankungen, die durch die von den Zuschauern erwartete Qualität der Spiele verursacht werden (vgl. Gärtner/Pommerehne 1984, S. 153ff). Aber auch hier läßt sich konstatieren, daß das Interesse am Fußball in den 90er Jahren deutlich zugenommen hat. So sahen in der Saison 1990/91 insgesamt 6.339.201 Zuschauer die Spiele der 1. Bundesliga vor Ort (vgl. Kicker Sportmagazin 1991, S. 195), während in der Spielzeit 1997/98 schon 9.520.385 Fußballfans ins Stadion gingen (vgl. Schaffrath 1999, S. 14). Hinzu kamen noch die Millionen Menschen an den TV-Schirmen.

Wenn im harten Bundesligageschäft mit "Haken und Ösen" um den Erfolg gekämpft wird, bleibt häufig die Menschlichkeit auf der Strecke. Ein Beispiel dafür bietet die Trainergilde. Waren die Trainer zu Beginn der Bundesliga noch die Spitzenverdiener, so reicht mittlerweile ihr Gehalt im Durchschnitt nicht an das der Spieler heran. Statt dessen ist es in den letzten Jahren zur Regel geworden, daß bei Erfolglosigkeit der Mannschaft grundsätzlich der Trainer entlassen wird. Die gute Arbeit, die vorher geleistet wurde, ist dann meist schnell vergessen (vgl. Blödorn 1983, S. 34 und Väth 1994, S. 117).

Nicht ganz unproblematisch ist auch der Transfer von Spielern von einem Verein zu einem anderen. Die Ablösesummen, die dabei gezahlt werden, sind mittlerweile in groteske Höhen geschossen (vgl. Straten). Neben den Vereinen verdienen häufig noch sogenannte Spielervermittler und manchmal auch die Spieler selbst noch kräftig mit (vgl. Kramer 2000). Kritiker scheuen sich nicht, diese Praktiken in die Nähe des Menschenhandels zu rücken (vgl. Blödorn 1983, S. 34; Kap. 3.2.2. u. 3.2.2.1.).

"Das Geld überdeckt eine Situation, die einmalig auf dem deutschen Arbeitsmarkt sein dürfte. Über die Wahl des Berufsortes und über den Arbeitgeber entscheiden die Vereine, sie beurteilen den Wert ihrer Angestellten und fordern beim Arbeitsplatzwechsel auch noch einen sogenannten 'Abstand'. Der Profi-Fußballspieler ist zu einer Handelsware degradiert worden." (Blödorn 1974, S. 47)

Und über das alles wacht der DFB mit seinen Institutionen. Er verhandelt als oberste Aufsichtsbehörde sämtliche Streitigkeiten innerhalb des

Fußballbetriebes vor seinen Gerichten und sorgt dank seiner Monopolstellung für die Durchsetzung seiner Satzung. Kritiker haben den DFB deshalb schon oft als Staat im Staate bezeichnet (vgl. Freudenreich 1983, S. 61). Immerhin ist der DFB mit mehr als 6,2 Millionen Mitgliedern der größte Sportfachverband der Welt (vgl. Schaffrath 1999, S. 14).

### **3.2.1. Die Profivereine der Bundesliga**

Um der Macht des DFB ein Stückchen zu entkommen, strebten die Vereine in den 90er Jahren nach mehr Selbständigkeit und mehr Eigenverantwortung. Gerade die großen Klubs wie Bayern München wollten ihre Interessen und die der Bundesliga beim DFB besser vertreten sehen. Das bisherige Konstrukt mit dem sogenannten Ligaausschuß, der sich um die Belange der Vereine kümmert und in dem auch Vertreter mehrerer Bundesligisten sitzen, erschien ihnen nicht ausreichend. Sie wollten eine professionelle Vertretung und Leitung der Bundesliga, um ihren Profit noch weiter erhöhen zu können. Doch erst im Dezember 2000 gründeten die 36 Profiklubs der ersten und zweiten Liga eine solche Vertretung (vgl. Astheimer 2002).

Sie riefen die Deutsche Fußball Liga GmbH, kurz DFL, ins Leben. Die DFL kümmert sich seit der Saison 2001/2002 ausschließlich um den Lizenzfußball und dessen Vermarktung. Sie ist dabei völlig unabhängig vom DFB (vgl. Zorn 2002). Trotzdem gibt es noch einige Berührungspunkte: So ist der DFB beispielsweise weiterhin für Schiedsrichter, Sportgericht und Trainerausbildung zuständig. Dagegen kümmert sich die DFL um die wirtschaftlich wichtigen Bereiche wie Spielbetrieb, Transfers, Lizenzen und Marketing (vgl. Müller 2001).

Damit wurde eine Entwicklung weiter manifestiert, die innerhalb der Klubs schon längst eingesetzt hatte. In den Anfangsjahren des Fußballs verfolgten die Vereine noch vorwiegend ideelle Ziele. Doch diese Strategie mußte geändert werden, als die Vereine begannen, vor Publikum gegen ein Entgelt

zu spielen. Jetzt genügte es nicht mehr, den Mitgliedern ihren Sport zu ermöglichen; dem Zuschauer mußte auch eine entsprechende Leistung geboten werden. Zwar eröffneten sich durch die Popularität des Fußballs erhebliche Einnahmequellen, doch stiegen auf der anderen Seite auch die Ausgaben: größere Stadien mußten gebaut werden, die Spieler verlangten eine adäquate Bezahlung, mehr Personal war erforderlich, um dem höheren Organisationsaufwand gerecht zu werden. Inzwischen verzeichnen Bundesligavereine den Umsatz und Personaleinsatz von mittleren Industrieunternehmen (vgl. Kekebus 1991, S. 42).

Die Klubs haben sich also zu bedeutenden Wirtschaftsunternehmen gemausert, wobei ein Ende der Entwicklung noch nicht abzusehen ist. Allerdings muß diese pauschale Feststellung etwas differenzierter betrachtet werden. „Vom soziologischen Standpunkt unterscheidet sich der Fußballverein vom Wirtschaftsunternehmen, weil er kein pluralistisches System divergierender Interessen darstellt, sondern einem einheitlichen System zumindest nahekommt.“ (Sloane 1984, S. 129) Ein klassisches Wirtschaftsunternehmen an sich hat das Ziel, einen maximalen Gewinn - wenn möglich über eine Monopolstellung - zu erlangen. Diese Zielsetzung dürfte auch in den Köpfen der Vorstandsmitglieder vorherrschen, wohingegen der einfache Arbeiter eher persönlichere Interessen in den Vordergrund stellen würde.

Bei einem Fußballverein hat der sportliche Erfolg bei allen Beteiligten die oberste Priorität. Er verhilft zu sozialem Ansehen und bietet die Voraussetzungen für den Profit durch ein erhöhtes Interesse der Zuschauer und damit der Medien. Jedoch ist eine Monopolstellung bzw. eine Vormachtstellung einer kaum zu besiegenden Mannschaft in diesem Fall wenig hilfreich, da mit abnehmender Spannung sich auch die Zuschauer vom Geschehen wieder abwenden (vgl. Heinemann 1984, S. 23f; Sloane 1984, S. 130f).

Während die Vereine durch Manager, Juristen usw. immer professioneller geführt wurden und so immer mehr einem Wirtschaftsunternehmen glichen, hatte sich der rechtliche Status der Vereine kaum verändert. Verantwortlich



dafür war auch der DFB, in dessen Satzung ausdrücklich stand, daß ein Verein gemeinnützig sein und überwiegend ehrenamtlich geführt werden muß (vgl. DFB 1997, Lizenzspielerstatut, S. 5).

Vom Rechtsbild her entsprachen die Klubs also noch bis Ende der 90er Jahre eher dem Idealverein früherer Jahre, wodurch eine wirtschaftliche Betätigung erschwert wurde. „Mit einem Bein noch im Idealismus, mit dem anderen in kaufmännischen Gefilden - so steht der Fußballverein unserer Tage zwischen zwei Epochen.“ (Krug 1993, S. 40) So war beispielsweise das Prinzip der Ehrenamtlichkeit bei der Fülle der Aufgaben im Profibereich mit entsprechend qualifiziertem Personal kaum noch aufrecht zu erhalten. Hinzu kamen steuerliche Fragen und Probleme beim Gläubigerschutz. Deshalb sicherten die eingetragenen Vereine ihre wirtschaftliche Tätigkeit über das sogenannte Nebenzweckprivileg ab. Dieses juristische Prinzip besagt, daß nicht jeder Verein mit einem Geschäftsbetrieb mit der Rechtsform des wirtschaftlichen Vereins gleichzusetzen ist. Die unternehmerische Tätigkeit kann durchaus zur Erlangung der ideellen Ziele dienen, solange sie die Voraussetzung erfüllt, sich in einer Nebentätigkeit zu erschöpfen (vgl. Aldermann 1997, S. 19ff).

Auch wenn die Bundesligisten mehrere Amateur- und Jugendmannschaften in ihren Klubs unterhalten, nimmt der Profibereich längst die dominierende Rolle innerhalb der Vereine ein. Deshalb wies die juristische Fachliteratur darauf hin, daß eine Anwendung des Nebenzweckprivilegs nun eigentlich nicht mehr möglich war (vgl. Kekebus 1991, S. 49ff). Also mußten die Vereine neu strukturiert und anderen Rechtsformen angepaßt werden. Als erster machte der Hamburger Sportverein unter seinem Präsidenten Jürgen Hunke den Versuch, sich Anfang der 90er Jahre in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln, um so neue Finanzquellen zu erschließen. Allerdings blieb der erhoffte Erfolg aus (vgl. Väth 1994, S. 106).

Im Herbst 1998 wurde dann das schon lange Praktizierte auch offiziell und rechtlich auf eine adäquate Grundlage gestellt. Der DFB hatte erkannt, daß das bisherige System nach dem Bosman-Urteil (vgl. Kap. 3.2.2.1.) nicht mehr konkurrenzfähig war und gab den Weg zur Umwandlung der Vereine in Kapitalgesellschaften frei (vgl. „Kicker“ 26.10.1998, S. 40f). Zu diesem

Zeitpunkt waren europaweit bereits 25 Klubs an der Börse notiert (vgl. „Spiegel“ 1998, S. 294ff).

### 3.2.2. Die arbeitsrechtliche Stellung der Spieler

Der DFB hat die Unterschiede zwischen Amateur- und Profispielern genau festgelegt. In seiner Satzung wird sogar eine Dreiteilung vorgenommen, die sich auch in den Bestimmungen des Weltverbandes FIFA wiederfindet:

- Danach ist ein *Amateurspieler* derjenige, der kein Entgelt, sondern bestenfalls einen Ersatz für seine Aufwendungen im Rahmen der steuerrechtlich zulässigen Grenzen erhält.
- Daneben gibt es noch den sogenannten *Vertragsamateur*. Dieser Vertragsspieler ist eine Art Zwitter zwischen Amateur und Profi. Er betreibt das Fußballspiel mit vertraglichen Bindungen für ein Entgelt, ohne aber Lizenzspieler zu sein. Seinen Vertrag hat dieser Spieler mit dem Verein geschlossen.
- Der *Profi* übt das Fußballspiel mit einem vom DFB lizenzierten Musterarbeitsvertrag aus. Dieser Kontrakt wird zwar mit einem Lizenzligaverein abgeschlossen, gleichzeitig erkennt der Spieler darin aber die Spielordnung, die Rechts- und Verfahrensordnung und sämtliche Durchführungsbestimmungen des DFB an (vgl. Eilers 1985, S. 28ff; DFB 1997, Lizenzspielerstatut S. 12).

Der Lizenzspieler ist somit Angestellter des Vereins und unterliegt allen arbeitsrechtlichen Besonderheiten, die im Berufssport üblich sind wie zum Beispiel kurze Vertragsdauer, häufige Nebentätigkeit, wechselnde Wettkampfstätten und eingeschränkte Weisungsbefugnis des Arbeitgebers durch psychologische Extrembelastungen (vgl. Pöttinger 1989, S. 222f).

Der Vertrag zwischen Spieler und Verein ähnelt vom Charakter her einem Werkvertrag. Die Kicker erhalten zum einen neben ihrem Grundgehalt bestimmte Sachbezüge wie Auto, Kleidung oder eine verbilligte Wohnung. Zum anderen werden ihnen bei Siegen, Unentschieden, dem Erreichen

bestimmter Wettbewerbe, Tabellenplätze und Saisonziele noch verschiedene Prämien ausgezahlt, die meist den Löwenanteil ihrer Einnahmen ausmachen. Somit steht also eine ausgeprägte Erfolgsbezogenheit im Mittelpunkt des Arbeitsverhältnisses, die das Wesen eines Werkvertrags darstellt, wohingegen bei normalen Dienst- und Arbeitsverträgen das bloße Wirken im Vordergrund steht (vgl. Imping 1995, S. 52).

Umstrittener Kernpunkt des ganzen Systems ist die Problematik der Ablösezahlungen, wenn Spieler den Verein wechseln. Der aufnehmende Klub ist im Falle des Wechsels eines Lizenzspieler verpflichtet, an den abgebenden Verein eine Transferentschädigung zu zahlen, deren Höhe frei vereinbart wird. Können sich beide Parteien nicht einigen, setzt der DFB einen Schiedsgutachter ein, der nach festgelegten Kriterien die Ablösesumme festsetzt. Der Vertragsabschluß des Spielers bei seinem neuen Arbeitgeber ist von dieser Einigung nicht abhängig (vgl. Eilers 1985, S. 32).

Die Zahlung einer Transfersumme wird zunächst damit gerechtfertigt, daß der abgebende Verein eine Art Ausbildungsentschädigung bzw. Ausgleich für geleistete Aufbauarbeit erhalten soll. Daß die Höhe der Ablösezahlung nicht von der Höhe der Ausbildungskosten, sondern von den speziellen Fähigkeiten des Spielers abhängt, ist ein deutlicher Widerspruch (vgl. Büch/Schellhaass 1984, S. 219).

Außerdem müssen die Vereine über die Wertschöpfung der Spieler langfristig deren Gehälter und alle anderen Kosten decken. Somit erhält der abgebende Verein die Transfersumme auch als Ausgleich für die ihm durch den Wechsel entgehenden Anteile an der zukünftigen Wertschöpfung des Spielers. Das verdeutlicht aber auch die zusätzliche spekulative Dimension des Transfersystems. Die Klubs können auf diesem Weg einen Großteil ihrer Gewinne erzielen und so das Vereinsvermögen vermehren. Außerdem setzen sanierungsbedürftige Profivereine den Wert ihrer Mannschaft gern

zur Kreditsicherung ein.<sup>41</sup> Der Spieler wird zu einer Art Aktie, bei der aber nicht die variable Verzinsung reizt, sondern der Wiederverkaufswert die entscheidende Größe darstellt (vgl. Pöttinger 1989, S. 228ff).

Kritiker sprechen in diesem Zusammenhang von einem modernen Sklavenhandel. Der Spieler wird zur Ware, seine freie Entfaltung und das Recht auf freie Arbeitsplatzwahl würden durch die Ablösepraxis enorm eingeschränkt (vgl. Freudenreich 1983, S. 61; Väh 1994, S. 100). Dieser Argumentation konnte der Bundesgerichtshof 1975 nicht folgen, wodurch es zu keiner Beanstandung des Transfersystems kam. Allerdings bezeichnete das Landesarbeitsgericht Berlin dieses System als verfassungswidrig. Auch die juristische Fachliteratur hielt die Ablösepraxis nicht mit dem Grundgesetz vereinbar (vgl. Eilers 1985, S. 32). Eine Reformierung in diesem Bereich schien unausweichlich; sie setzte aber erst ein, als der Europäische Gerichtshof in Straßburg am 15. Dezember 1995 über die Klage des belgischen Fußballprofis Jean-Marc Bosman entschied.

### **3.2.2.1. Das Bosman-Urteil**

Das Bosman-Urteil wurde benannt nach dem belgischen Berufsfußballer Jean-Marc Bosman. Er hatte vor dem Europäischen Gerichtshof geklagt, weil er vom belgischen Erstligisten RC Lüttich zum französischen Zweitligisten US Dünkirchen wechseln wollte. Lüttich hatte ihm zwar einen neuen Vertrag, aber nur 1500 Mark Grundgehalt geboten. Der Transfer scheiterte an der für heutige Verhältnisse geringen Ablösesumme von 570.000 Mark (vgl. Hoeltzenbein 1995; Flory 1997)

RC Lüttich hatte die notwendige Freigabebescheinigung beim belgischen Fußballverband nicht beantragt, weil wegen wirtschaftlicher Schwierig-

---

<sup>41</sup> Gleichzeitig sind die hohen Transfersummen und Gehälter der Profis sehr häufig der Grund, warum die Vereine mit massiven finanziellen Problemen zu kämpfen haben (vgl. Scherrer-Bircher 1994).

keiten des neuen Vereins die Zahlung der Ablösesumme nicht gesichert erschien. Der Streit entzündete sich an dem Umstand, daß Bosmans Vertrag abgelaufen war und er somit nicht aus einem gültigen Kontrakt aussteigen wollte. Wenn ein Spieler einen laufenden Vertrag besitzt, müssen auch heute noch Ablösesummen gezahlt werden, um den abgebenden Verein für den Verzicht auf seine vertraglichen Rechte zu entschädigen. Bis zum Bosman-Urteil mußten also bei einem Vereinswechsel grundsätzlich Transfergelder gezahlt werden, auch wenn die Vertragsdauer zwischen dem Spieler und seinem alten Verein abgelaufen war (vgl. Fastenrath, 1995; Weiss 2000, S. 84-97)

Und genau diese Praxis hoben die Straßburger Richter am 15. Dezember 1995 mit ihrem Urteil im Fall Bosman auf und krepelten damit den europäischen Profisport komplett um. Sie bestimmten, daß für Profisportler die gleichen Bedingungen zu gelten haben, wie für andere Berufsgruppen auch. Das heißt in erster Linie die freie Arbeitsplatzwahl für EU-Bürger, womit die Beschränkung der Ausländerkontingente wegfällt. Während früher in der Bundesliga nur drei ausländische Spieler pro Mannschaft auflaufen durften, kann jetzt ein Multi-Kulti-Team mit elf Ausländern deutscher Meister werden. Allerdings müssen diese Ausländer aus Staaten kommen, die dem Europäischen Fußballverband UEFA angehören. Es dürfen lediglich drei Spieler eingesetzt werden, die in diesem Sinne als Nicht-Europäer gelten. Außerdem legten die Richter fest, daß bei grenzüberschreitenden Klubwechseln die Ablösesumme wegfällt, wenn der Vertrag ausgelaufen ist. Diese Praxis hat der DFB mittlerweile auch für Spielerwechsel innerhalb Deutschlands übernommen (vgl. Hoeltzenbein 1995; DFB 1997, Spielordnung S. 33f u. Lizenzspielerstatut S. 28).

Die Folgen des Bosman-Urteils für Spieler und Vereine bzw. die Bundesliga sind aber weitreichender als soeben skizziert. Schon ein Jahr vor dem Spruch der Straßburger Richter schrieb der Soziologe Heinrich Väth: „Bei der gegebenen Organisationsform der Bundesliga würde eine Abschaffung der Transferrichtlinien zu erheblichen Störungen der Funktionsfähigkeit des Gesamtbetriebes führen. Aufgrund der strukturellen Bedeutung wäre ein Verzicht nur dann problemlos, wenn die

Selbstfinanzierung aufgegeben würde und externe Unternehmen die Finanzierung des Vereins übernehmen, wie dies teilweise in Italien geschieht. Dies ist aber nur auf Kosten der Unabhängigkeit der Vereine und der Autonomie des Gesamtbetriebs zu erreichen.“ (Väth 1994, S. 101)

Deshalb versuchten die Vereine einen dritten Weg zu gehen und die Finanzierung durch weitere Professionalisierungs- und Kommerzialisierungsmaßnahmen zu sichern. Die Vereine entwickelten sich immer mehr zu reinen Wirtschaftsunternehmen, deren Aktien sogar an der Börse gehandelt wurden und errangen gleichzeitig mehr Unabhängigkeit vom DFB (vgl. Kap 3:2.1.).

Für die Spieler hat das Bosman-Urteil enorme Vorteile gebracht, da ihre Position wesentlich gestärkt wurde. Da die sportliche und wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit der Vereine von der Qualität der Spieler abhängt, müssen die Klubs alles tun, um die Abwanderung ihrer leistungsstärksten Akteure zu verhindern. Bisher hatte es im Ablösesystem Möglichkeiten zum Eingriff und zur Strukturierung gegeben, da mit der erhaltenen Transfersumme neue Spieler angeworben werden konnten. Jetzt können die Vereine ihre Profis nur noch durch astronomische Gehälter an sich binden (vgl. Flory 1997, S. 122f).

Damit wurde eine Entwicklung explosionsartig beschleunigt, die im Profifußball ohnehin bereits vorhanden war. Zwischen 1969 und 1980 hatten sich die Spielergehälter beim FC Bayern München verdreifacht (vgl. Fischer 1984, S. 64). Nur ein Jahr nach dem Bosman-Urteil konnten die Spieler bereits das Doppelte oder gar Dreifache ihres bisherigen Salärs einstreichen, was häufig mehrere Millionen Mark netto im Jahr ausmachte (vgl. Madeja 1996; Weiss 2000, S. 121f).

Und genau hier ist einer der Ansatzpunkte für die Kritiker des Bosman-Urteils (vgl. Straten). Die Spieler selbst versuchen naturgemäß die Entwicklung zu relativieren. Preetz ist der Ansicht, daß lediglich die absoluten Spitzenspieler viel Geld verdienen. Er lenkt erst auf Nachfrage etwas ein, gibt aber zu bedenken, daß es sich beim Sport um einen besonderen Bereich handele, der mit anderen Teilbereichen der Gesellschaft nicht zu vergleichen sei. Zudem könnten die Vereine, so Preetz, nicht mehr

Geld ausgeben, als sie erwirtschafteten (vgl. Preetz). Der Vizepräsident des VDV läßt aber außer acht, daß sich viele Vereine im Streben nach sportlichem Erfolg hinsichtlich der Verpflichtung von Spielern oft übernehmen und so wirtschaftlich ins Schlingern geraten<sup>42</sup> (vgl. Niersbach).

Insgesamt bezeichneten die Kritiker des Bosman-Urteils den Richterspruch als praxisfern. Ein gut funktionierendes System sei ausgehebelt worden, indem ihm ohne Berücksichtigung der besonderen Belange des Fußballs EU-Recht einfach übergestülpt wurde. Vor allem für die kleinen Klubs entstünden große Nachteile, da sie durch den Wegfall der Transfersummen keine Entschädigung mehr für die Ausbildung junger Spieler erhalten würden (vgl. Weiss 2000, S. 96f). Um diese Auswirkungen des Bosman-Urteils abzufedern, wurde das Transferrecht noch einmal überarbeitet. EU, UEFA und der Weltverband FIFA einigten sich Anfang 2001 auf einen Kompromiß, der sowohl die Interessen der Juristen als auch der Fußballfunktionäre aufgriff (vgl. Süddeutsche Zeitung 2001; Berliner Zeitung 2001). So wurden für Klubs, die Spieler in einem Alter von bis zu 23 Jahren abgeben, Ausbildungsentschädigungen festgelegt. Außerdem wurden Mindest- und Höchstlaufzeiten für Verträge beschlossen. Allerdings kam es dadurch nicht zu einer Eindämmung der exorbitanten Gehälter der Spieler (vgl. Süddeutsche Zeitung 2001A; Berliner Zeitung 2001A).

### **3.2.3. Die Gewalt auf dem Spielfeld**

Ein großes Problem im Profifußball ist die Gewalt auf dem Spielfeld und auf den Zuschauerrängen. Auf der einen Seite läßt der bedingungslos zu erzielende Erfolg die Spieler die Gesundheit ihrer Berufskollegen vergessen, zumal sie als Sozialaufsteiger ihre erreichte Position unbedingt verteidigen wollen (vgl. Vetten 1993, S. 144f). Auf der anderen Seite benutzen sogenannte Fans bzw. Hooligans den Fußball, um schwere

---

<sup>42</sup> Gerade nach der Insolvenz der Kirch-Gruppe und der damit verbundenen Unsicherheit, ob die finanziellen Gegenleistungen für den Erwerb der Bundesliga-Fernsehrechte erbracht werden können, sind Gehaltskürzungen für die Spieler weiter in der Diskussion.

Krawalle anzuzetteln. Da der Umgang der Printmedien mit diesen Problemen in der vorliegenden Arbeit noch untersucht werden soll, wird an dieser Stelle etwas genauer auf die Gewalt im und um den Fußball eingegangen.

"Aggression und Gewalt stellen vor allem dann ein Problem dar, wenn Sport unter der Handlungsintention betrieben wird, die auf Wettkampf und Erfolg abgestellt ist." (Pilz 1981, S. 158) Dies ist im Profifußball absolut gegeben. „Nur unter den Bedingungen des Wettkampfs werden (...) die gesellschaftlichen Differenzen aufgehoben und für eine Neudefinition über körperliche Gewaltentfaltung freigegeben.“ (Gebauer 1986, S. 117) Kritiker sprechen in diesem Zusammenhang sogar von einer "alltäglichen Brutalität" (Lienen 1983, S. 36).

Pilz unterscheidet hierbei zwei verschiedene Formen der körperlichen Gewalt: die expressive, affektive und die instrumentelle, rationale Gewalt (vgl. Pilz 1982, S. 37).

Unter expressiver Gewalt versteht Pilz "gewalttätige Handlungen, die ohne Belastungen des sozialen Verhaltensstandards der jeweiligen Gesellschaft, Schicht oder Sportart bewegen, die lustbetont ausgeführt und lustvoll erlebt werden. Sie entspricht somit den gesamtgesellschaftlich oder situations- und sportartspezifisch tolerierten Gewaltstandards" (Pilz 1982, S. 37). Ein Beispiel für expressive Gewalt aus dem Bereich des Fußballs wäre das sogenannte Reingrätschen. Hierbei versucht ein Spieler mittels eines langen Schritts seinem Kontrahenten den Ball vom Fuß zu spielen. Trifft er außerdem die Beine seines Kontrahenten, so daß dieser zu Fall kommt, liegt trotzdem eine regelgerechte Aktion vor. Ein Foul hätte der Spieler nur dann begangen, wenn er den Ball nicht getroffen hätte.

"Instrumentelle Gewalt meint dagegen weniger ein lustbetontes Ausagieren gewalttätiger Bedürfnisse als genau kalkulierte, geplante, rational eingesetzte, die gesellschaftlichen und sportartspezifischen Gewaltstandards überschreitende Handlungen im Interesse eines übergeordneten Ziels (z. B. sportlicher Erfolg, finanzielle Gratifikationen)." (Pilz 1982, S.37) Ein Beispiel hierfür wäre, wenn ein Spieler, der allein aufs Tor zugeht, von



hinten einfach umgerissen wird, da sein Gegenspieler ihn nicht mehr anders erreichen konnte und einen fast sicheren Torerfolg verhindern wollte.

Diese beiden Idealtypen kommen aber selten in der hier beschriebenen reinen Form vor. So kann z. B. instrumentelle Gewalt auch durchaus als lustvoll empfunden werden. Da Menschen nie nur rational oder nur affektiv sind, existiert hier eine Balance, bei der selbstverständlich nur eine Seite dominieren kann. Die Balance zwischen expressiver und instrumenteller Gewalt verschiebt sich immer mehr in Richtung instrumenteller Gewalt. Einer der Gründe für diese Verschiebung ist u. a. die immer stärkere Zurückdrängung der expressiven Gewalt im Zuge der gesamtgesellschaftlichen Zivilisationsprozesse (vgl. Pilz 1982, S. 37ff).

Hinzu kommen noch andere Faktoren, die ein Anwachsen der instrumentellen Gewalt hervorrufen. Pilz unterscheidet hierbei zwischen sportspezifischen und sportübergreifenden Einflußgrößen (vgl. Pilz 1981, S. 155ff).

Er ist der Meinung, daß die sportübergreifenden Einflußgrößen in erster Linie für das Ansteigen der instrumentellen Gewalt verantwortlich sind. Da der Sport keinen gesellschaftlichen Freiraum darstellt, folgt er nur den Entwicklungen der modernen Gesellschaften. Daher aktiviert und verstärkt der Sport nur die im Laufe des Sozialisationsprozesses erworbenen Gewaltpotentiale (vgl. Pilz 1981, S. 155ff).

Dies spielt nach Meinung des Verfassers zwar eine nicht zu unterschätzende Rolle, entscheidend ist jedoch, daß die Bedeutung der sportlichen Ereignisse und damit vor allem die Bedeutung des sportlichen Erfolgs enorm zugenommen haben. Der Wettkampf gerät immer mehr zum Existenzkampf (vgl. Pilz 1983, S. 94). Um einen Sieg zu erringen, ist mittlerweile fast jedes Mittel recht. Bei einer Befragung von Profifußballern stuften über 70 % das Zufallbringen eines Gegenspielers in aussichtsreicher Schußposition zwar als unfair aber taktisch klug ein (vgl. Pilz 1979, S. 148). Andere Fußballspieler gehen sogar noch weiter und entwickeln einen völlig neuen Fairneßbegriff: „Unter Fairneß verstehe ich, einen Gegenspieler fair zu foul.“ (zit. nach Pilz 1994, S. 311)

Daher glaubt Blödorn zu Recht, daß die Hauptursache für gewalttätige Handlungen im Sport selbst liegt. "Er hat in den Spitzenbereichen - mit starker Ausstrahlungskraft bis hinunter auf Kreis- und Bezirksebene - Ernstcharakter angenommen." (Blödorn 1982, S. 109)<sup>43</sup> Das gilt für den Männer- und den Frauensport in gleicher Weise (vgl. Pilz 1982, S.49). Sogar Jugendliche werden schon von den Trainern im Sinne des erfolgssportlichen Prozesses zur Unfairneß erzogen (vgl. Pilz 1994, S. 314ff).

Der ehemalige Nationalspieler Paul Breitner hat einmal gesagt: „Ich behaupte, wir müssen die Jugendlichen lehren, Foul zu spielen. Das klingt vielleicht brutal, aber was hilft es, ständig um den heißen Brei herumzureden. Denn eines ist klar, und das gilt für Schüler genauso wie für Bundesligaprofis, bevor ich dem Gegner erlaube, ein Tor zu schießen, muß ich ihn mit allen Mitteln daran hindern. Und wenn ich das mit fairen Mitteln nicht tun kann, dann muß ich es eben mit einem Foul tun. Wer das nicht offen zugibt, lügt sich was vor oder ist kein Fußballer.“ (zit. nach Gabler 1990, S. 172)

In diesem Zusammenhang ist die Rolle der Medien auch nicht gerade rühmlich zu nennen, da sie diese Problematik nicht aufgreifen bzw. verharmlosen. Die Gewalt auf dem Spielfeld wird als gegeben hingenommen. Die Maßstäbe bei der Beurteilung von Situationen haben sich verschoben, indem die Grenzen des Erlaubten bzw. dessen was akzeptiert wird, immer weiter ausgedehnt wurden (vgl. Stollenwerk 1988, S. 191ff). Auf diese Weise tragen die Sportjournalisten zur Legitimierung der von Paul Breitner beschriebenen Verhaltensmuster bei (vgl. Hahn u.a. 1996, S. 199).

Auch der Fußballprofi Ewald Lienen hat sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt. Laut Lienen verschleiern die Medien die Gewalt auf dem Spielfeld, indem sie das Problem personalisieren (vgl. Lienen 1983, S. 36ff).

---

<sup>43</sup> Eine Befragung von britischen Profi- und Amateurfußballern hat gezeigt, daß sich Amateure zu einem Großteil ebenfalls nicht scheuen, instrumentelle Gewalt einzusetzen. Die Bereitschaft der Amateure, zu unfairen Mitteln zu greifen, liegt im Durchschnitt nur 13 % unter der der Profis (vgl. Pilz 1983, S. 87).

"Grundvoraussetzung ist das Verschweigen oder Nicht-Erkennen der alltäglichen Brutalität, der vielen kleinen und größeren Regelwidrigkeiten mit Verletzungsrisiko, der ständigen physischen und auch verbalen Einschüchterungsversuche. Dadurch erweckt man den Eindruck, daß im Prinzip alles mit rechten Dingen zugeht und verschafft sich die Möglichkeit, sich nur mit den spektakulären Fällen beschäftigen zu müssen. Brutalität wird auf diese Weise an den relativ wenigen folgenschweren Fouls einzelner Spieler festgemacht, während all die anderen, genauso böartigen und oft noch viel übleren, aber ohne ernste Folgen bleibenden Fouls der Kollegen unerwähnt bleiben. Ein solchermaßen betroffener Spieler wird zunächst vor einem Millionenpublikum als Übeltäter abgestempelt und vorübergehend zum Buhmann der Nation erklärt. Damit ist bereits ein zweites wichtiges Ziel erreicht: Brutalität erscheint nicht nur als relativ seltenes Phänomen, sondern wird gleichzeitig zum individuellen Fehlverhalten einzelner heruntergespielt." (Lienen 1983, S. 36)<sup>44</sup>

Als Beispiel für seine Beobachtungen führt Lienen den Fall des Karlsruher Bundesligaspielers Emanuel Günther an. Günther foulte 1981 in einem Meisterschaftsspiel den Braunschweiger Hasse Borg so schwer, daß dieser mit einem komplizierten Beinbruch in ein Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Der Karlsruher wurde aufgrund dieses Vergehens von den Medien an den Pranger gestellt. Laut Lienen gehen die Medien dabei immer nach einem bestimmten Muster vor, das in drei Phasen zerfällt (vgl. Lienen 1983 S. 36ff). In der ersten Phase, die bis zu einer Woche dauern kann, wird der betreffende Spieler zum Sündenbock gestempelt. Diese Phase geht praktisch nahtlos in die zweite über, in der Drohbriefe und Beleidigungen aus der Bevölkerung an die Adresse des Spielers und die sich daraus ergebenden Folgen, wie z. B. Polizeischutz, die Schlagzeilen bestimmen. Auf diese

---

<sup>44</sup> Auch Pilz beschreibt, daß das etablierte System des Sport bei diesem Thema außen vor bleibt. „Der Athlet ist der Sündenbock. Das Gesetz des Handelns entsteht und gründet hier nicht mehr im Sport selbst, sondern wird ihm von außen aufgezwungen. Erst wenn das Image es unausweichlich macht, wird gehandelt. ‘Hauptsache, das Image stimmt!’. ‘Fair geht vor?’“ (Pilz 1994, S. 333)

Weise wird gleichzeitig die dritte und letzte Phase eingeläutet. "Unter dem Eindruck der üblen, hausgemachten Morddrohungen - mittlerweile hat sich der Spieler schon bei seinem Opfer entschuldigt - wird aus dem 'rücksichtslosen Treter' der 'reumütige Sünder' und aus dem Täter das bemitleidenswerte Opfer einer Hetzkampagne, was natürlich gar nicht einmal so falsch ist. Denn genau *das* hat man ja gewollt: von den Ursachen ablenken, indem man eine Scheinjagd auf einzelne veranstaltet, die sich natürlich sehr schnell als ungerecht herausstellt." (Lienen 1983, S. 38)

Lienen weist ausdrücklich darauf hin, daß der von ihm beschriebene Mechanismus höchstens in den Boulevardblättern in dieser reinen Form vorkommt. Die Grundzügen bzw. die Intention dieses Vorgehens sind aber auch in anderen Tageszeitungen und in Sportzeitschriften zu finden (vgl. Lienen 1983, S. 36 u. 38).

Bei Länderspielen kommt noch eine nationale Komponente hinzu. Dort werden oft nur die Fouls der deutschen Mannschaft verharmlost und nicht als Regelverletzung benannt, sondern eher als sinnvolles taktisches Mittel verstanden. Dagegen werden Vergehen des gegnerischen Teams ohne Umschweife benannt, gebrandmarkt und teilweise sogar dramatisiert (vgl. Volkamer 1981; Pilz 1994, S. 316f).

Abschließend läßt sich resümieren: Leistung und Erfolg im Fußball haben sich derart verabsolutiert, daß der Fairneßgedanke kaum noch existiert, wozu sicherlich Professionalisierung und Kommerzialisierung des Sports ihren Teil beigetragen haben (vgl. Gabler 1990, S. 173ff; Pilz 1994, S. 317f).

### **3.2.4. Die Gewalt auf den Rängen**

Die Problematik der Zuschauerausschreitungen vor, während und nach Fußballspielen ist ständig aktuell. Schon vor über zwanzig Jahren schrieb der Fanforscher Ulrich Pramann: "Immer jüngere Fans machen mit. Die sogenannten Hemmschwellen werden von immer mehr Jugendlichen

überschritten. Der Alkoholkonsum steigt rapide. Ausschreitungen gehören zum Bundesliga-Alltag." (Pramann 1980, S. 53)

Diese Entwicklung hat sich weiter fortgesetzt. Bisheriger traurigster Höhepunkt der Zuschauergewalt sind die Ereignisse im Brüsseler Heysel-Stadion gewesen. Dort starben am 29.5.1985 beim Europapokalendspiel der Landesmeister zwischen dem FC Liverpool und Juventus Turin in Folge von Zuschauerausschreitungen 38 Menschen (vgl. Ortner 1987, S. 181ff). Zum Glück sind derartig schwerwiegende Folgen trotz der Häufigkeit der Ausschreitungen eher eine Ausnahme (vgl. Kerr 1994, S. 108f).

Warum rollt eine derartige Lawine der Gewalt durch die Fußballstadien? Lindners Feststellung, daß das Auftreten der Gewalt zeitlich mit der Kommerzialisierung und Professionalisierung des Fußballs zusammenfällt, ist zwar richtig, hilft aber nicht entscheidend weiter (vgl. Lindner 1980A, S. 17). Mehr Aufschluß geben da schon die beiden folgenden Erklärungsansätze, die die Ursachendiskussion zur Zuschauergewalt bestimmen.

Einerseits heben Wissenschaftler immer wieder gesamtgesellschaftliche Ursachen wie die Arbeitslosigkeit der Fans, triste Wohngebiete und unattraktive bzw. fehlende Freizeitangebote hervor, die eine starke allgemeine Unzufriedenheit der Betroffenen zur Folge haben (vgl. Pilz 1989, S. 141ff). Daher komme es auch nicht nur während Fußballspielen zu gewalttätigen Ausschreitungen, sondern z. B. auch während Rockkonzerten (vgl. Hortleder 1974, S. 61). Dies passiert aber vergleichsweise selten.

"Empirische Untersuchungen zur Zuschaueraggressivität legen vielmehr die Vermutung nahe, daß durch das Miterleben solcher sportlicher Wettkämpfe, bei denen ein Teil der beobachtbaren Interaktion als Aggressionen definiert werden kann, die aggressiven Bereitschaften auf seiten der Zuschauer ansteigen." (Schulz 1986, S. 170) Deshalb fragt der Fan- und Gewaltforscher Gunter A. Pilz zurecht: „Wie kann man glaubhaft einem Fan Gewaltlosigkeit predigen, wenn (...) Trainer von ihren Spielern Regelverletzungen im Interesse des Erfolgs fordern und die Spieler Foulspiel zum Verhindern eines Tores als völlig normal und damit keineswegs

unsportlich ansehen und sich entsprechend auf dem Platz verhalten?“ (Pilz 1995, S. 114).

Demgegenüber wird versucht, Fangewalt "unter dem Aspekt eines klassentypischen instrumentellen Verhältnisses zum Körper" (Becker 1982, S. 84) zu erklären, da das Verhalten der Fans oft durch demonstrative Männlichkeit und körperliche Kraft bestimmt wird (vgl. Becker 1982, S. 76ff). Dieses Verhalten ist aber mittlerweile nicht mehr an bestimmte bzw. sozial schwächere Klassen gebunden. Gebauer weist an dieser Stelle auch auf die Ähnlichkeit zwischen dem Fußballsport und den Aktionen der Hooligans hin.

„Offensichtlich geht es um eine körperliche Konfrontation von männlicher Härte. Sportler wie Hooligans heben an ihren Aktionen hervor, daß sie sich mit allen Sinnen spüren: das emotionale Außer-sich-Sein, den Schmerz und die totale Erschöpfung. Beide suchen eine Grenzerfahrung von sich selbst als körperlichen Wesen, die für Männer der aufsteigenden Mittelschichten hoch attraktiv ist.“ (Gebauer 1998, S. 13)

Vor allem Fahrten zu Auswärtsspielen werden bevorzugt benutzt, um Randalen anzuzetteln (vgl. Heitmann/Klose 1988). Nicht selten kommt es zu Prügeleien, weil eine Fangruppe die territorialen Ansprüche der gegnerischen Gruppe verletzt. Die körperliche Auseinandersetzung wird zur zentralen Wertekategorie (vgl. Matthesius 1992, S. 191ff) Die Randalen verselbständigt sich und mutiert zum Selbstzweck (vgl. Weis 1995, S. 218ff). Das Geschehen auf dem grünen Rasen tritt dabei völlig in den Hintergrund. Viele der gewalttätigen Zuschauer sehen sich nicht mehr als Fans irgendeiner Mannschaft, sondern nur noch als sogenannte Hooligans.<sup>45</sup> Für diese Leute liegt der Reiz des Fußballs woanders. "Das Tolle ist, daß man endlich wieder seine Aggression ablassen kann" (zit. nach Adler 1983, S. 42). Diese Aussage eines 22jährigen kann als typisch angesehen werden. Allerdings wird dadurch auch die Annahme bekräftigt, daß

---

<sup>45</sup>Das Wort "Hooligan" stammt aus dem Englischen und läßt sich mit Rowdy, Randalierer, Schläger oder Halbstarker übersetzen.

Fanausschreitungen nicht politisch motiviert sind (vgl. Weis u.a. 1982, S. 93; Heitmeyer/Peter 1992, S. 86), auch wenn sich Fanklubs zum Teil Namen mit rechtsradikalem Hintergrund wie "Zyklon B" oder "Endsieg" geben (vgl. Heitmann/Klose 1988A, S. 184 u. 186). Es kann davon ausgegangen werden, daß zwar rechtes Gedankengut vorhanden ist, solche Bezeichnungen jedoch in erster Linie Aufmerksamkeit erregen sollen (vgl. Kap. 3.2.5.).

Leider werden diese beiden Erklärungsansätze oft nur separiert betrachtet. Entweder wird der Fan zum Gewalttäter abgestempelt, dessen Motive in einer weitgehend intakten Gesellschaft rätselhaft bleiben, oder er wird zum Opfer katastrophaler gesamtgesellschaftlicher Zustände erklärt. Diese einseitigen Betrachtungsweisen sind schlichtweg falsch. Beim Gewalttäter-Bild herrscht eine subjektivistische Sichtweise vor, die die gesellschaftlichen Zusammenhänge praktisch außer acht läßt. Die objektivistische Sichtweise beim Opfer-Bild verleugnet die Bedeutung des Individuums, das selbständig und selbstverantwortlich handeln kann und soll (vgl. Heitmeyer 1988, S. 160). Die Wissenschaft hat erkannt, daß monokausale Erklärungsansätze in diesem Fall nicht zum Ziel führen und die Szene Veränderungen unterworfen ist. Ende der 70er Jahre ging die Wissenschaft noch davon aus, daß soziale Benachteiligung das Hauptmotiv für die Gewaltausbrüche bei Sportveranstaltungen ist (vgl. Guttman 1979, S. 128). Doch diese Theorie wurde im Laufe der Zeit Stück für Stück revidiert, da immer mehr Schläger in beruflich gesicherter Position auftauchten (vgl. Heitmeyer/Peter 1992, S. 132).

Gerade das Gewalttäter-Bild ist in der Öffentlichkeit recht fest verankert, da sich die Massenmedien meist dieser Betrachtungsweise bedienen (vgl. Weis 1981, S. 195ff). Pramann bringt das Medienbild vom Fußballfan auf einen einfachen Nenner: "Fan = Fusel, Fahne, Flachmann." (Pramann 1980, S.40; Kap. 8.1.) Daß aber Fans nicht immer automatisch Randalen bedeuten, beweisen unter anderem die Fanfreundschaften zwischen Anhängern verschiedener Vereine (vgl. Borkenstein 1988).

So bleibt festzuhalten, daß es ganz unterschiedliche Gründe für Zuschauer-ausschreitungen gibt (vgl. auch Schulz/Weber 1982, S. 59ff). Neben den schon genannten Faktoren ist eine Voraussetzung für Zuschauergewalt sicherlich das sogenannte Sensation-Seeking-Motiv; d. h. daß Fußballfans ein sehr starkes Bedürfnis nach Abenteuern, Spannung und Action haben. Eine andere Voraussetzung ist das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung und Macht. Ebenso spielt übermäßiger Alkoholkonsum eine große Rolle. Hinzu kommen weitere Faktoren, die der Umwelt zuzuordnen sind, wie z. B. Schiedsrichterentscheidungen, starke Polizeipräsenz, Spielablauf, Verhalten der Ordnungskräfte usw. All diese Faktoren beeinflussen sich gegenseitig und können aggressionsfördernd wirken (vgl. Gabler u.a. 1982, bes. S. 54f).

So vielfältig wie die Motive für die Zuschauergewalt sind, so breitgefächert müssen auch die Maßnahmen sein, diese zu bekämpfen. Dabei sollte man sich aber nicht nur auf die Bekämpfung der Auswirkungen von Zuschauergewalt beschränken, indem man höhere Zäune und tiefere Gräben in den Stadien baut und höhere Strafen verhängt (vgl. Morris 1981, S. 267). Statt dessen sollte nach Ansicht des Autors der Schwerpunkt auf die tatsächliche Verbesserung der sozialen Bedingungen und eine sinnvolle Betreuung durch Fan-Projekte außerhalb der Stadien gelegt werden (vgl. Pilz 1989, S. 166ff). Dabei ist es nicht nur organisatorisch vonnöten, daß alle involvierten Gruppen wie Vereine, Veranstalter, Fans und deren Betreuer, Eigentümer von Stadien, Polizei und Soziologen zusammenarbeiten (vgl. Richtsfeld 1992, S. 59ff).

### **3.2.5. Fußball und Rassismus**

Der Fußball erlebt nicht nur eine zunehmende Professionalisierung und Kommerzialisierung, sondern auch eine ständig steigende Internationalisierung. In der Bundesligasaison 1992/93 waren von den 500 Spielern der 18 Erstligaklubs 88 Ausländer (vgl. Weber-Klüver 1993, S. 30). Fünf der



ausländischen Kicker kamen aus Schwarzafrika (vgl. Weber-Klüver 1993, S. 32). An ihrem Beispiel läßt sich der latente Rassismus im Profifußball am besten darstellen.

Am auffälligsten sind sicherlich die ausländerfeindlichen Sprechchöre und Gesänge in den Stadien. Dabei ist das Verhältnis der deutschen Zuschauer gerade zu schwarzen Spielern ambivalent. Diese Spieler werden in den eigenen Teams fast immer zu Publikumslieblingen und erfreuen sich größter Beliebtheit, während das gleiche Publikum den Landsmann ihres Lieblings in der gegnerischen Mannschaft gnadenlos auspfeift und beleidigt (vgl. Weber-Klüver 1993, S. 50ff).

Ausländerfeindlichkeit und Rassismus sind klare Kennzeichen des Rechtsradikalismus. Wie bereits in Kapitel 3.2.4. angerissen wurde, bedienen sich Fußballfans häufig rechtsradikaler Symbole und Terminologie: Sie schwenken Reichskriegsflaggen, beschimpfen den Schiedsrichter als „Judensau“ und dunkelhäutige Spieler als „Bimbos“. Sie selbst werten das als völlig unpolitisch und interpretieren ihr Handeln als reine Provokation (vgl. Weber-Klüver 1993, S. 37f). Auch wenn das Weltbild dieser sogenannten Fans zweifelsohne rechtsradikale Züge aufweist, geht von ihnen nicht wirklich eine politische Gefahr aus. In den 80er Jahren versuchten rechte Gruppen Fußballfanklubs zu unterwandern, was so gut wie gar nicht funktionierte. „Auf eine Formel gebracht: die straffe Organisation, die die rechtsradikalen Kader forderten, widersprach dem selbstbestimmten Sauf- und Raufethos vieler Fans.“ (Weber-Klüver 1993, S. 39) Trotzdem ist es weder zu unterschätzen noch hinzunehmen, wenn vor Länderspielen Flugblätter mit ausländerfeindlichen Parolen verteilt werden und auf den Stadionrängen „Neger raus“ gebrüllt wird (vgl. Weber-Klüver 1993, S. 41ff)

An dieser Stelle sind sowohl die deutschen Spieler als auch die Verantwortlichen in Vereinen und Verbänden gefordert. Aber auch von den eigenen Berufskollegen müssen sich ausländische Spieler rassistische Schmähungen gefallen lassen. Als erster machte der in Dakar geborene Souleyman Sané auf dieses Problem aufmerksam. Im Oktober 1989

beschuldigte er den Kölner Paul Steiner, welcher ihn als „Scheiß-Nigger“ beschimpft habe, der doch aus Deutschland abhauen solle. Steiner dementierte diese Äußerungen nicht, bestritt aber, ein Rassist zu sein, da der Vater seiner Ehefrau aus Puerto Rico stamme (vgl. Weber-Klüver 1993, S. 53f).

Selbst die Spieler, die sich nicht an ausländerfeindlichen Beleidigungen beteiligen, scheinen dieses Problem zu unterschätzen. Der ehemalige Frankfurter Torhüter Uli Stein verniedlichte die rassistischen Schmähungen gegen seinen dunkelhäutigen Mitspieler Anthony Yeboah als natürliche Versuche den Stürmer zu verunsichern. Yeboah und Co sollten das Ganze nicht so persönlich nehmen, so Stein (vgl. Schulze- Marmeling 1993, S. 191).

Im Deutschen Fußballbund scheinen die Verantwortlichen das Problem erkannt zu haben, scheuen aber offenbar eine intensive Auseinandersetzung mit der Ausländerfeindlichkeit. Anfang der 90 Jahre startete der DFB die Aktion „Friedlich miteinander - Mein Freund ist Ausländer“. Kritiker bezeichneten diese Aktion als halbherzig, zumal seitdem keine praktischen Schritte mehr folgten. Auf den Rassismus im Fußball angesprochen, verweisen die DFB-Oberen lieber auf den gesamtgesellschaftlichen Charakter des Phänomens (vgl. Schulze-Marmeling 1993, S. 176ff).

Zu guter Letzt verzichten auch die Medien auf eine konsequente Aufarbeitung des Rassismus (vgl. van Dijk 1993, S. 88). Für van Dijk sind die Medien sogar ein Teil des Problems. Er begründet dies damit, „daß in der Presse auf allen Ebenen der Organisation wie in der Struktur der Berichte die entscheidenden Zugangsvoraussetzungen und die Definitionen zugunsten der weißen Gruppe, wenn nicht gegen die Minderheiten, gestaltet sind. Die Presse hat also teil an der Reproduktion der ethnischen Ungleichheit.“ (van Dijk 1993, S. 86)

Zusammengefaßt läßt sich also feststellen, daß eine wirkliche Auseinandersetzung mit dem Rassismus im Fußball von nahezu allen Beteiligten gemieden wird. Die Beschwerden der Betroffenen werden höchstens zur Kenntnis genommen, um im Anschluß nach einem Alibi zu suchen.

### **3.3. Die weltweite Bedeutung eines Fußball-WM-Turniers**

Die Bedeutung der alle vier Jahre stattfindenden Fußball-WM hängt in erster Linie mit der Faszination zusammen, die dieser Sport auf die Beteiligten ausübt. Es ist unbestritten, "daß das Spiel mit der 400 bis 450 Gramm schweren Lederkugel auf dem Gebiet des Sports eine Ausnahmestellung einnimmt - sowohl was die Anzahl der aktiv spielenden Fußballer als auch das Interesse des Zuschauers (...) am Fußballspiel betrifft." (Rogall/König 1984, S. 77)

Aber worin besteht die Faszination des Fußballs für die Zuschauer? Hierzu fand der für seine prägnanten Aussagen bekannte Alt-Bundestrainer Sepp Herberger eine passende Antwort: "Weil sie net wisse, wie's ausgeht." (zit. nach Pramann 1980, S. 43) In diesem Zusammenhang eignet sich der Fußball natürlich hervorragend als Gesprächsthema. Man kann über den Ausgang des Spiels spekulieren und die verschiedenen Indizien abwägen, wobei nie die besseren Argumente, sondern immer erst das Spiel selbst über den Ausgang der Diskussion entscheidet (vgl. Paris 1983, S. 164). Außerdem ist die Fußballsprache international, so daß auch Menschen aus verschiedenen Kulturen hier Anknüpfungspunkte finden können. Während des Spiels bietet der Fußball dem Zuschauer die Gelegenheit, im Spielgeschehen mit "drinzustecken", d. h. er gibt ihm die Möglichkeit, es in seiner Phantasie anders bzw. besser zu machen. Der Zuschauer beim Fußball ist meist Mitspieler und kritischer Zuschauer in einer Person (vgl. Buytendijk 1967, S. 100f).

Am umfassendsten hat Hortleder den Reiz des Fußballs beschrieben:

"Ein Fußballspiel fasziniert, weil seine Regeln klar sind und das Spiel überschaubar ist. Es vermittelt eine Transparenz, die weder in der Arbeitswelt noch im politischen Leben auch nur annähernd erreicht wird;

weil seine auf wenige Symbole reduzierte Sprache ein ideales Mittel der Kommunikation bildet; weil die Klarheit des Spielgeschehens und die Simplizität, es zu kommentieren, Millionen von Zuschauern in die Lage versetzt, sich als 'Experte' zu fühlen; weil dieses 'Expertenwissen' die Voraussetzung zur Kommunikation ist zwischen Menschen verschiedener sozialer Schichten; weil es dem Einzelnen erlaubt, auf Zeit in der Masse aufzugehen; weil es den zur Masse gewordenen Individuen ermöglicht, Aggressionen freizusetzen; weil es der Kommunikation bedarf zwischen den Spielern auf dem Rasen und den Massen auf den Rängen; weil es in zahlreichen Fällen einfach schön ist und den Bereich des angeblich nur Notwendigen überschreitet; weil Unvorhergesehenes möglich ist, weil es Raum für Überraschungen und Sensationen bietet, die der Zuschauer selbst miterlebt; weil es unwiederholbare, also schicksalsartige Situationen schafft, weil es die Möglichkeit bietet zur Identifikation mit einer Mannschaft oder einem Star, zur Identifikation mit Siegern und Besiegten; weil es also die Möglichkeit bietet zur Euphorie und zur Melancholie; weil seine Klarheit euphorisch sein kann." (Hortleder 1974, S. 134f)

Fußballweltmeisterschaften sind aber mehr als der Höhepunkt der beliebtesten Sportart der Welt. "Mehr noch als Olympische Spiele versetzten Fußball-Weltmeisterschaften ganze Völker und Erdteile in Spannung bis zum Rausch. Ungefähr 300 Athleten erkämpfen bei Olympischen Spielen Goldmedaillen. Aber nur eine Nationalmannschaft wird alle vier Jahre Weltmeister." (Gloede 1980, S. 280) Eine Fußball-WM ist praktisch die Sportveranstaltung schlechthin und damit auch ein globales Ereignis ersten Ranges nicht nur für die Sportwelt. "In Zeiten (...) von Fußballweltmeisterschaften tritt die politische Berichterstattung vollends hinter den Sport zurück; der von den Massenmedien zugleich erzeugte und ausgebeutete Sportenthusiasmus der Bevölkerung wächst zu nationaler Hysterie aus." (Ertl 1972, S. 131) Auf diese Weise hat sich die WM immer mehr zu einem "friedlichen Kampfplatz der Nationen" (Elias 1983, S. 19) entwickelt.

Schätzungen gehen dahin, daß bei der WM 1990 in Italien insgesamt 18 Milliarden Zuschauer die Übertragungen in allen fünf Erdteilen am Fernsehen verfolgten (vgl. FR 6.6.1990, Sonderbeilage, S. 2). Bei der WM in Frankreich waren es mit 40 Milliarden schon mehr als doppelt soviel (vgl. Schaffrath 1999, S. 7). Das hing natürlich mit einem gestiegenen Interesse am Fußball zusammen, das aber gleichzeitig auch durch die Medien angeregt wurde. So übertrugen beispielsweise in Deutschland die beiden öffentlich-rechtlichen Sender von der WM in Italien 180 Stunden und zeigten dabei 39 von 52 Spielen live (vgl. „Sport-Bild“ 30.5.1990, S. 32). Acht Jahre später sendeten „ARD“ und „ZDF“ mehr als 300 Stunden aus Frankreich (vgl. „Sport-Bild“ 9.6.1998, S. 42). Sie zeigten 56 von 64 Spielen live und die restlichen acht, die parallel zu anderen Spielen liefen, in voller Länge zeitversetzt (vgl. Schaffrath 1999, S. 87). Dieser enorme Anstieg der Sendezeit im TV ist nicht allein durch die höhere Anzahl von Spielen bei der WM 1998 zu erklären, sondern hier muß auch die gestiegene Bedeutung der Veranstaltung selbst berücksichtigt gestellt werden. So haben die Verantwortlichen in den Medien stets die enorme Bedeutung der sportlichen Großereignisse und der Berichterstattung darüber hervorhoben (vgl. z. B. Pleitgen 2000). Deshalb lassen sich die Fernsehanstalten solche Highlights auch etwas kosten. Waren die weltweiten Übertragungsrechte für die WM 1990 noch 115 Millionen Mark wert, so wurden für das Turnier 1998 schon 280 Millionen gezahlt<sup>46</sup> (vgl. Schaffrath 1998, S. 29).

Angesichts der globalen Zuschauerzahlen bietet eine solche WM dem Gastgeberland natürlich eine hervorragende Gelegenheit, sich der Weltöffentlichkeit in bestem Lichte zu präsentieren. Sowohl die Italiener als

---

<sup>46</sup> Für die Übertragungsrechte an den Weltmeisterschaften 2002 und 2006 investierte die Kirch Gruppe mit ihren Partnern sogar die unglaubliche Summe von 3,4 Milliarden Mark (vgl. Schaffrath 1999, S. 28), was nicht unmaßgeblich zur Insolvenz des Kirch-Unternehmens beitrug. Der Münchner Medienunternehmer wollte mit Hilfe des Fußballs und der WM Pay-TV etablieren und die bisherige Fernsehlandschaft revolutionieren (vgl. Kistner/Weinreich 1998, S. 160-167). Für die öffentlich-rechtlichen Sender war die WM 1998 die vorerst letzte, für die sie das Erstverwertungsrecht besaßen und ihre Übertragungen frei gestalten konnten.

auch die Franzosen wollten mit Hilfe der WM ihr Image im Ausland aufpolieren sowie gleichzeitig den Tourismus und andere internationale Handels- und Geschäftsbeziehungen ankurbeln (vgl. „FR“ 9.6.1998, Sonderbeilage S. 3). Dafür wurden enorme Anstrengungen und Kosten in Kauf genommen. Allein der Neu- bzw. Umbau der italienischen Stadien verschlang 1,5 Milliarden D-Mark. Zur Verbesserung der Infrastruktur, d. h. für neue Bahnstrecken, Schnellstraßen, Fahrradwege usw. in den 12 WM-Städten wurden insgesamt 8 Milliarden Mark ausgegeben (vgl. „KStA“ 1.6.1990, S. 20). Den Großteil des Geldes stellte ohne Zögern die fast bankrotte Regierung in Rom aus dem Steuersäckel bereit (vgl. „Spiegel“ Nr. 37/1989, S. 193 u. 196).

Acht Jahre später in Frankreich hielt man sich zwar mit Neu- und Umbauten eher zurück, zumal die Organisatoren die Zahl der Austragungsorte auf zehn reduziert hatten. Die Ausgaben für die WM lagen aber immer noch bei über drei Milliarden Mark. Doch auch hier sprang der Staat ohne mit der Wimper zu zucken in die Bresche und übernahm rund die Hälfte der Summe (vgl. „FR“ 9.6.1998, Sonderbeilage S. 3). Ansonsten wurden 1998 durchgehend weit höhere Summen umgesetzt als noch acht Jahre zuvor. So nahmen beispielsweise die Franzosen allein durch den Verkauf von Eintrittskarten rund 420 Millionen Mark ein (vgl. ebenda). Bei der WM in Italien hatten die Tickets „nur“ 245 Millionen gebracht (vgl. „FR“ 6.6.1990, Sonderbeilage S. 2)

Neben den Veranstaltern und den Medien profitiert auch die Wirtschaft von der WM und versucht, diese als Plattform zu nutzen. So erwarben 1990 insgesamt 46 Firmen für stattliche Summen das Recht, mit dem WM-Maskottchen "Ciao" werben zu dürfen. Dadurch zierte das in den italienischen Farben gehaltene Strichmännchen mit dem Fußballkopf vom Bikini über Rollschuhe bis hin zum Korkenzieher die verschiedensten Produkte (vgl. ebenda). Das Maskottchen der WM '98 „Footnix“ zierte etwa 1500 verschiedene Sportartikel, Gebrauchsgegenstände und Souvenirs, deren Umsatz bei 2,5 Milliarden Mark lag (vgl. „FR“ 9.6.1998, Sonderbeilage S. 3).

Vor allem für die Sportartikelindustrie ist eine WM ein Ereignis von allerhöchster Wichtigkeit. „Noch nie tobte der Wettstreit auf dem Sportartikelmarkt so vehement wie gegen Ende der neunziger Jahre.“ (Kistner/Weinreich 1998, S. 245). So kam es bei der WM in Frankreich zu einem Streit zwischen französischen Nationalspielern und der Firma „adidas“. Diese hatte nämlich einen Ausrüstervertrag mit dem französischen Verband geschlossen. Doch 15 Nationalspieler hatten private Ausrüsterverträge mit anderen Firmen laufen, die ihnen üppige Honorare brachten, sie aber gleichzeitig zum Tragen der entsprechenden Produkte verpflichteten. Deshalb boykottierten die betroffenen Spieler die Vereinbarung ihres Verbandes und schwärzten bei einem Vorbereitungsspiel gegen Schweden die drei weißen „adidas“-Streifen auf ihren Schuhen ein. Nur mit Mühe und Not konnte sich der Verband vermitteln und seine Spieler überreden, zumindest bei der WM im „adidas“-Outfit aufzulaufen (vgl. Kistner/Weinreich 1998, S. 244-260).

All das macht nochmal deutlich, daß die Kommerzialisierung im Fußball in den 90er Jahren stark zugenommen hat. Denn bei einer WM als Höhepunkt des Sportgeschehens tritt das Beziehungsgeflecht zwischen Sport, Publikum, Massenmedien und der Wirtschaft mehr als nachdrücklich zutage. Schaffrath hat in diesem Zusammenhang die sogenannte Popularisierungsspirale plakativ zusammengefasst:

„Je populärer eine Sportart, desto mehr aktive und passive Interessenten gibt es für diese Sportart (gesellschaftliche Bedeutung). Je mehr aktive und passive Interessenten, desto intensiver die mediale Berücksichtigung und vor allem die Fernsehpräsenz (mediale Bedeutung). Je intensiver die mediale Berücksichtigung und vor allem die Fernsehpräsenz, desto attraktiver für TV-Stationen und Sponsoren (wirtschaftliche Bedeutung). Je attraktiver für TV-Stationen und Sponsoren, desto höher die Einnahmen einer Sportart. Je höher die Einnahmen einer Sportart, desto leichter die Möglichkeit, attraktiven Sport anzubieten. Und je attraktiver der offerierte Sport, desto populärer ist die Sportart...!“ (Schaffrath 1999, S. 30).